

„Kinder spüren diese Scham“

SCHWEIGEN Kinder von Opfern des Holocaust leiden unter dem Trauma ihrer Eltern, auch wenn diese nicht darüber reden, sagt die Psychologin Angela Moré

INTERVIEW LENA KAISER

taz: Frau Moré, was ist ein Trauma?

Angela Moré: Bei einem psychischen Trauma handelt es sich entweder um ein einzelnes Erlebnis oder um eine über einen längeren Zeitraum erlittene Erfahrung, welche die psychischen Abwehrmechanismen so massiv überfordert, dass diese nicht mehr in die Lebensgeschichte integriert werden kann, sondern isoliert werden muss, weil es eine zerstörerische Wirkung auf das psychische Selbst erleben bekommt.

Welche Spuren hinterlässt das Trauma von Eltern bei Kindern?

Im Erleben der Nachkommen tauchen innere Bilder oder Gefühle auf, die nicht zugeordnet werden können. In der Regel wissen Kinder oder Enkel erst einmal nicht, dass ihre Wahrnehmungen und Empfindungen etwas mit dem Schicksal ihrer Eltern zu tun haben könnten. Sie fühlen sich irgendwie komisch und fremd sich selbst gegenüber. Oder sie haben das Gefühl, unbedingt irgendetwas tun zu müssen. Aber sie verstehen nicht, warum.

Wie lässt sich das verstehen?

Im Forschungsprojekt „Szenisches Erinnern der Shoah“ haben Kurt Grünberg und Friedrich Markert solche Fallbeispiele untersucht. Sie haben sehr interessante Interviews mit Überlebenden des Holocaust und ihren Nachfahren gemacht. Dabei hat sich gezeigt, dass Kinder es häufig gar nicht merken, wenn sie bestimmte Erlebnisse reinszenieren. Aber die Eltern merken in einigen Fällen durchaus, dass das Verhalten ihrer Kinder etwas mit der eigenen unerträglichen Geschichte zu tun hat.

Macht das Erlebte Eltern sprachlos?

Sprachlos nicht nur in dem Sinne, das etwas nicht benannt werden kann. Es gibt eine Angst darüber zu sprechen, weil es dann nicht kontrolliert werden kann. Und weil dadurch die Situation wieder aktualisiert wird. Wie soll man das, was Menschen im Holocaust erlebt haben, in Worte fassen. Jeder, der das erlebt hat, sagt, dass die Worte nicht an das Erleben heran reichen und die Sprache an ihre Grenzen kommt. Eine Textsammlung von Hans Keilson, selbst ein Schoah-Überlebender, trägt den Titel „Wohin die Sprache nicht reicht“.

Wie werden denn Traumata an die nächste Generation weitergegeben?

In der Regel kann ein extremes Trauma, das durch die absichtliche Bedrohung und Schädigung durch andere Menschen entsteht, nicht integriert und verarbeitet, aber auch nicht darüber gesprochen werden im Sinne einer Narration. Es kann der nächsten Generation also nicht erklärt werden, was passiert ist. Stattdessen wird es im familiären Zusammenleben unbewusst in Szene gesetzt, reinszeniert und durch Affektmitteilung und Körpersprache, zum Beispiel durch Flashbacks, Erschrecken und ängstli-

che Blicke oder unkontrollierte Emotionen sequentiell weitergegeben.

Wie ist das bei KZ-Überlebenden und ihren Kindern?

Die sehr tiefe Beschämung trägt dazu bei, dass Eltern nicht darüber reden können, dass sie gedemütigt, entwürdigt und zu Opfern gemacht wurden. Kinder spüren auch etwas von dieser Scham, der Demütigung und der Wut. Sie wollen kraftvoll sein, um das Leid der Eltern und die ihnen angetane Schmach auszugleichen, wieder gut zu machen. Bei Folteropfern gibt es ähnliche Versuche, den Eltern gerecht zu werden. Das hat auch etwas von einer Parentifizierung.

... das heißt von einer Umkehr der sozialen Rollen zwischen Elternteilen und ihrem Kind. Wozu?

Um sich um die Eltern zu kümmern, ihnen einen Halt und Trost zu geben. Damit verbunden sind auch unbewusste Delegationen von Seiten der Eltern. Ist auch das Verhältnis der Täter zu ihren Kindern psychoanalytisch beleuchtet worden?

Über Täter hat man kein therapeutisches Material, weil sie sich nie in Therapie begeben haben. Davor hatten sie viel zu viel Angst. Außerdem hätte es bedeutet, Schwäche einzugestehen. Aus der NS-Ideologie gab es eine enorme Diffamierung gegenüber jeglicher Form der Psychotherapie. Das wurde ja mit dem Verrücktsein gleichgesetzt. Wie wirkt sich dieses Unvermögen aus?

Manche Täter haben als Kriegsteilnehmer selbst Traumatisches erlebt. Viele haben das nach dem Krieg durch Alkohol oder Medikamente zu lösen versucht. Aber oft waren sie im Alter nicht mehr in der Lage, diese Konflikte wegzuschieben, weil die körperlichen und psychischen Abwehrkräfte irgendwann nachlassen.

Was ist der Antrieb für diese Verdrängung?

Die Täter haben geschwiegen, um die Fassade zu wahren. Sie waren nicht bereit, zuzugeben, dass sie vielleicht vergewaltigt und gemordet haben, bevor sie aus dem Krieg zurückkamen. Woran zeigt sich heute noch die deutsche Geschichte bei Patienten?

Wir haben es heute mit der Enkelgeneration zu tun und die ist diejenige, in der die von der Weitergabe eines transgenerationalen Erbes Betroffenen entdecken und darüber erstaunt sind, dass viele von ihnen das Gefühl hatten, etwas in sich zu tragen, das nicht zu ihnen gehört: einen Fremdkörper, fremde Gefühle und Fantasien.

Angela Moré

61, ist Gruppenanalytikerin und Professorin für Sozialpsychologie an der Leibniz-Universität Hannover. Sie forscht unter anderem zur Transgenerationalität.



Foto: privat

VON ELIANNA RENNER

Ach übrigens, alle meine Freunde in Deutschland haben Nazis in der Familie. Na und?

Als ich vor ein paar Tagen gefragt wurde, ob ich mir vorstellen könne, einen Artikel über mein Verhältnis zu Deutschland als Tochter eines Schoah-Überlebenden zu schreiben, war mir von Anfang an bewusst, dass dieses Thema sehr delikat werden könnte.

Als Erstes fiel mir die Geschichte eines im Nachhinein kläglich gescheiterten Versuchs ein. Ich wurde zu einem Seminar, eingeladen, bei dem Täterkindern, also den Töchtern und Söhnen oder Enkelinnen und Enkeln von Nationalsozialist*innen, die Möglichkeit gegeben wurde, über ihre Familienverhältnisse zu sprechen.

Da ich nicht die einzige Quoten-Jüdin vor Ort sein wollte, habe ich nach gefühlten zehn Stunden bestechender Argumentation einen ebenfalls jüdischen Freund überzeugen können, mich zu der Veranstaltung zu begleiten.

Nach drei Stunden des Verweilens im stummen Redekreis machte sich mein Freund klammheimlich aus dem Staub. Vor seinem „polnischen Abgang“ flüsterte er mir noch schnell ins Ohr, dass er dieses Szenario im Kopf nicht mehr aushalten könne. Ich bin aus Anstand noch weitere zwei Stunden sitzen geblieben. Seine Befürchtung, dass eine Zusammenkunft in solch einem Rahmen nur schief gehen konnte, hatte sich bestätigt. Wir waren die Alibi-Opfer und unseren Mitsreiter*innen war es offensichtlich einfach nur unangenehm, uns in ihrem Kreis dabei zu haben.

Was ich von den gemeinsamen Stunden der Unbehaglichkeit mitgenommen habe, war die Tatsache, dass diese Runde aus Einzelpersonen versuchte, zwar ihre privaten Familienstrukturen offenzulegen, aber während der ganzen Angelegenheit mit sich selbst am meisten zu kämpfen hatte.

Es wurde schnell klar, dass es bei ihnen zu Hause immer irgendwo einen Nazi gegeben



Wutschnaubend flog meine Mutter nach Deutschland. Ein Behördenkrieg brach aus, aber natürlich setzte sich meine Mutter durch – und zweifelsohne hatte sie recht. Wie immer. Sie besiegte die Deutschen

hätte, ob Oma-Opa-Tante-Mutter-Onkel-Vater, egal, es wurde zu Hause prinzipiell nicht darüber gesprochen und die „Angelegenheit“ wurde im bürgerlichen Sinne pragmatisch abgehandelt.

Bei uns daheim war das anders.

Die Schoah war bei uns zu Hause. Wir sind mit ihr groß geworden.

Es wurde in aller Regel viel gesprochen, an Worten mangelte es uns nicht.

Mit den fehlenden Familienmitgliedern sind wir groß geworden. Zwar war mein Großvater väterlicherseits nicht mehr anwesend, trotzdem war er immer irgendwo da – in den Erzählungen der Überlebenden.

Auch wenn meine Oma darüber nicht ins Detail ging, trug sie spürbar ihr Leid stets mit sich herum und hat den Verlust und das Leiden bis zu ihrem Tod nie überwunden. Es prägte ihr Leben nach 1945.

Bis über beide Ohren verliebt, mit einem Kleinkind an der Hand und erneut schwanger, stand sie im Leben, bis ihr Ehemann abgeholt wurde. Nie wieder sollte sie etwas von ihm hören. Keine Nachricht er-

reichte sie, aber trotzdem wartete sie heimlich, still, leise und überlebte jeden Tag mit der verzweifelten, aber immer wieder neu belebten Hoffnung, ihn wiederzusehen, bis sie im hohen Alter an einem Tumor im Halse erstickte.

Ihre Eltern und andere Familienangehörige sind in Auschwitz und Ravensbrück vernichtet worden. Ein paar wenige haben überlebt.

Mein Vater, der als Kleinkind mit seiner Mutter und seinem Bruder durch den Kastner-Transport in Bergen-Belsen gelandet ist, konnte auch nicht wirklich über seine Erlebnisse sprechen. Er war zu klein, um sich an seinen Vater zu erinnern und zu groß, um seine Kindheit erfolgreich zu verdrängen. Er war sein Leben lang damit beschäftigt zu überleben, seine Kindheit hinter sich zu lassen und Fuß zu fassen – im Leben danach. Es gelang ihm nur schwer. Im KZ Bergen-Belsen wurde er vier Jahre alt, er war nicht alt genug, um zu verstehen, was um ihn herum geschah.

Aber nach 1945 musste das Leben weitergehen und man musste zusehen, dass es weiterging. Während die einen wenige Jahre nach dem Krieg das sogenannte „Wirtschaftswunder“ feierten, versuchten die anderen, sich trotz ihrer Verluste ihr gesamtes Leben neu zu erarbeiten.

Nichtsdestotrotz war die Schoah immer präsent. Sie war der Grund, dass ich in der Schweiz geboren wurde, sie war schuld, dass sich meine Eltern kennenlernten, sie war schuld, dass sie sich wieder scheiden ließen, und schlussendlich ist sie auch schuld daran, dass ich in Deutschland gelandet bin.

Meine Familie bestand aus jüdischen Anti-Deutschen. Das ist nicht zu verwechseln mit den deutschen Anti-Deutschen der Post-Kohl-Ära. Es war vielmehr ein quasi natürlicher, biografischer Sachverhalt. Ich bin mit meiner Mutter, meinem Bruder und meinem Großvater mütterlicherseits aufgewachsen und keine*r von ihnen mochte die Deutschen. Meine Mutter hat allein und später mit uns Kindern die ganze Welt bereist, aber Deutschland war eine No-go-Area.

Als jedoch 1989 die Mauer fiel, war meine Mutter in allen ihr zu Verfügung stehenden Sprachen, es sind insgesamt sieben, den ganzen Tag lang mit Telefonieren beschäftigt.

Sie hatte die Ostdeutschen immer gelobt, weil diese immerhin Marx in der Schule lesen mussten. Ein Jude, wenn auch antisemitisch, trotzdem ein Jude. Mütterlicherseits hatten wir viele Sozialisten und Kommunisten in der Familie.

Nach der Wende revidierte sie wieder alles. Auch wenn die Ostdeutschen die besseren Deutschen waren, gab es keinen Grund, sie aus dem Käfig zu lassen, um sich als Groß-Deutschland wieder zu vereinen!

Nachdem ich in der Schweiz wirklich alles getan hatte, was man als Teenager tun konnte, um seine Eltern bestmöglich zu verärgern, zog ich in letzter Konsequenz nach Deutschland, dorthin, wo meiner Mutter – selbst in sieben Sprachen – keine Worte mehr dazu einfallen. Ich brachte sie in eine unangenehme Situation. Ihre Tochter, die Schulabrecherin, um deren Zukunft man sich immer sorgen musste, sollte plötzlich und ausgerechnet in Deutschland Kunst studieren.

Die Ironie des Schicksals hatte Mama zum Duell geordert. Die Deutschen wollten meinen Schulabschluss nicht anerkennen. Wutschnaubend flog meine Mutter nach Deutschland, um es mit dem Senator für Bildung aufzunehmen. Ein Behördenkrieg brach aus, aber natürlich setzte sich meine Mutter durch und zweifelsohne hatte sie recht. Wie immer. Sie besiegte die Deutschen.

Meine Geschichte mit dem Deutschland der Jahrtausendwende fing aber an einer ganz anderen Stelle an. Als Punkerin war es erst mal gar nicht so wichtig, jüdisch zu sein, auch nicht in Deutschland. Als es dann doch hier und da zur Sprache kam, war das jeweilige Gegenüber manchmal kurz irritiert, mehr aber auch nicht. Vielleicht, weil „Provokationen“ egal welcher Art und Weise in der Natur des Punkes liegen mögen und jüdisch zu sein für viele „normale“ Menschen – noch immer – als Provokation gesehen wird.

In diesem Zusammenhang